

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 86 (2006)
Heft: 11-12

Buchbesprechung: Sachbuch

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sachbuch

Alois Riklin

Machtteilung. Geschichte der Mischverfassung

Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2006

Seit sich Alois Riklin vor nunmehr zwanzig Jahren vertieft mit Platons politischer Philosophie auseinandergesetzt hat und darin – entgegen Poppers berühmter Einschätzung – ein Konzept zur Entpersonalisierung der Macht und zu einer Herrschaft der Gesetze entworfen fand, verfolgte er die Machtteilungsidee in ihrer weiteren Entwicklung, durch Epochen und Denkschulen bis zur Gegenwart. Jetzt legt er ein eindrückliches Werk vor, in dem die Resultate seiner jahrelangen Forschungstätigkeit auf diesem weiten verfassungshistorischen Feld zu einer Gesamtschau verarbeitet sind.

Der Autor begreift die heute weitgehend in Vergessenheit geratene Mischverfassung ebenso wie die nach wie vor in jedem staatsbetrachtenden Diskurs präsente Gewaltenteilung als eine von zwei Hauptformen der innerstaatlichen politischen Machtteilung. Dieser hohen historischen Bedeutung wird die sorgfältige und breit angelegte geschichtliche und philosophische Herleitung gerecht. Im Zentrum der weitgehend auf die Quellen ausgerichteten Untersuchung steht die Mischverfassung, die vom vierten Jahrhundert vor Christus bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts die westliche Verfassungstheorie weitgehend dominierte. Sie gründet auf der antiken Lehre der drei guten Staatsformen Monarchie, Aristokratie und Demokratie, wobei Elemente dieser idealtypischen Formen kombiniert und zu einer Ordnung zusammengefügt werden, die in höherem

Masse als die Reinformen Ausgewogenheit und Stabilität garantiert. Zeit- und ortsabhängig veränderten sich Gewichtung und Ausgestaltung der unterschiedlichen Elemente einer Mischverfassung und verliehen dieser ein immer wieder anderes Gepräge, ohne dabei von der Grundidee des Ausgleichs abzuweichen.

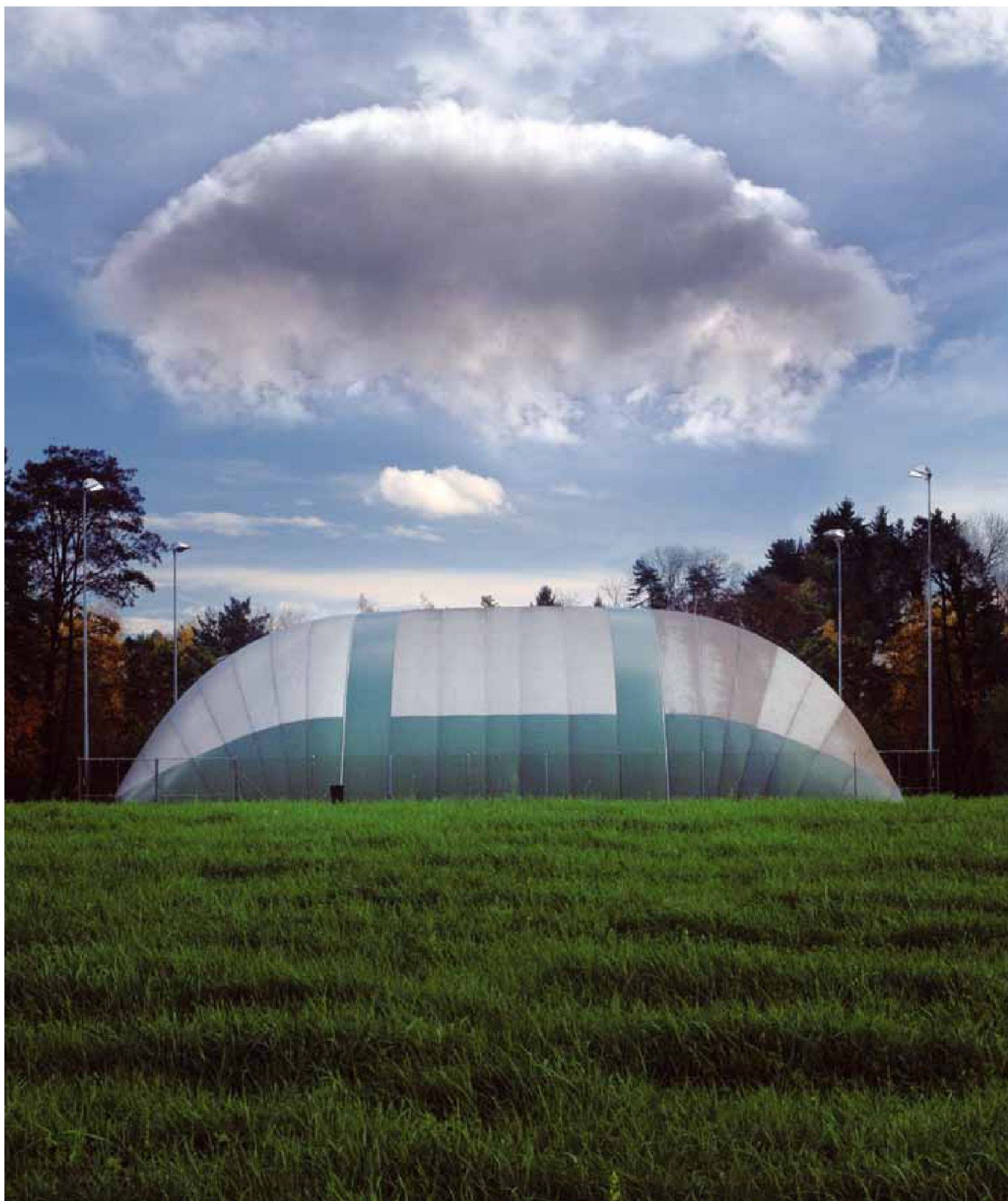
Kapitel um Kapitel rekonstruiert der Autor die einstmalige Prominenz und Strahlkraft der Mischverfassung. Er führt den Leser auf verschiedene Weise an das facettenreiche Thema heran; nebst den klassischen Meisterdenkern der Antike, wie Aristoteles, Platon oder Cicero, und den bekannten Autoritäten der Aufklärung, wie Burlamaqui, Montesquieu und Sieyès, porträtiert und diskutiert er auch andere, in ihrer Bedeutung oder Klarsicht verkannte Staatsphilosophen. Die Gesellschafts- und Staatsideen der bedeutendsten Verfechter einer Mischverfassung werden jeweils vor dem Hintergrund ihrer Epoche und der geistesgeschichtlichen Voraussetzungen dargestellt sowie mit den politischen Ordnungen in Zusammenhang gebracht, die der Gegenstand ihres Schaffens waren. Einer kurzen aber illustrativen Skizze der historischen Begebenheiten und einer Schilderung der Vita des Staatsphilosophen folgt jeweils eine Auslegeordnung seines Werkes mit besonderem Fokus auf die Mischverfassung.

Die chronologische Darstellung wird ergänzt durch Querverweise auf die Entwicklungslinien politischer Theorien und die gegenseitige Inspiration der Denker. Dabei zeigt Riklin immer wieder unvermutete ideengeschichtliche Zusammenhänge auf. Der Renaissancephilosoph Giannotti sei hier als Beispiel genannt, dessen Übertragung des Tugendbegriffes vom Menschen auf die Institution eine Denkrichtung begründete, die über Harrington, Spinoza, Hume und Kant bis zu Popper und Rawls führt; oder Burlamaqui, zu dessen Gedankenfundament die Lehren Calvins, Grotius', Lockes, Pufendorfs und Barbeyracs zählten, der seinerseits Vattel, Rousseau und Blackstone beeinflusste und durch Adams und Jefferson sowie, mit seiner Aufwertung des individuellen Strebens nach Glück zum überstaatlichen Menschenrecht, im politischen Denken Nordamerikas nachwirkt.

Nachdem die zentrale Bedeutung der Mischverfassungsidee in der abendländischen Geschichte herausgeschält worden ist, geht der Autor der Frage nach, weshalb sie ab dem ausgehenden achtzehnten Jahrhundert allmählich verblasste und durch die zweite Hauptform politischer Machtteilung, die Gewaltentrennung, abgelöst wurde. In diesem Zusammenhang erfolgt eine Würdigung der Argumente von Gegnern der Mischverfassung wie Bodin, Filmer, Hobbes, Pufendorf, Rousseau, Paine und Madison. Stärker als deren Einwände wird jedoch der Paradigmenwechsel gewichtet, der im 17. und 18. Jahrhundert die Idee der rechtsstaatlichen Demokratie in den Vordergrund stellte. Diese verbindet Machtteilung, Machtbeteiligung, die Machtbändigung durch allgemeingültige Menschenrechte, Machtbeschränkung, und – in unterschiedlichem Ausmass – Machtausgleich. Der Gedanke der Mischverfassung geht so im Ideal des demokratischen Rechtsstaates auf.

Der Autor sieht terminologische Gründe als wesentlichste Ursache dafür, dass die Mischverfassung ihren Platz im Staatsdenken verlor. Die zu eng gefasste Definition der Mischverfassung und die ebenfalls zu eng gefasste, auf die strikte Trennung von Legislative, Exekutive und Judikative reduzierte Definition der Gewaltenteilung verunmöglicht es, Mischverfassung und Gewaltenteilung als zwei Aspekte desselben Phänomens zu begreifen: die Verhinderung der Machtkonzentration und Freiheitssicherung mittels Verteilung der Staatsmacht auf mehrere Träger und Herrschaftsbeteiligung verschiedener sozialer Kräfte. Alois Riklin sieht darin Anwendungsfälle derselben Grundidee. Diese Sichtweise verfolgend, möchte er den Begriff der Mischverfassung weiter gefasst wissen und die Rolle politischer Akteure, wie Parteien, Verbände und Verwaltungsapparate, als sich zusätzlich etablierende Machtträger bei der Deutung politischer Systeme berücksichtigen.

Der Leser mag sich fragen, ob mit einer derart offenen Definition der Mischverfassung der Untersuchungsgegenstand nicht in das Allgemeine und Pauschale zu entschwinden drohe: versteht man eine Gesellschaft – etwa in Anlehnung an Norbert Elias – als Interde-



pendenzgeflecht, in dem Individuen wie auch Gruppen stets im Kontext anderer Individuen und Gruppen, mithin stets in gegenseitiger Abhängigkeit zu sehen sind, wäre letztlich jede gesellschaftliche Ordnung als Mischverfassung zu deuten; der Begriff der Mischverfassung verlöre seine Unterscheidungskraft. Und zudem verlöre er seinen historisch positiv besetzten Kerngehalt. Mischverfassung würde nicht mehr länger das sorgfältig austarierte, freiheitsschonende Staatsgefüge umschreiben, sondern auch unkontrolliert wuchernde und freiheitsgefährdende Ausformungen monokratischen oder oligarchischen Charakters mit einschließen: die Verbandelung von Politik mit internationalen Grosskonzernen, die beschränkten Mitwirkungsmöglichkeiten der nationalen Parlamente in der Aussenpolitik, das Entstehen einer politischen Klasse, die Personalisierung der Macht im Zusammenhang mit Medienpräsenz und -instrumentalisierung, den Machtzuwachs der Verwaltung, den steigenden Einfluss von Nichtregierungsorganisationen, Dekadenzerscheinungen in der politischen Kultur, die elektronische Überwachung der Bürger durch ihre Regierung... Wichtig und richtig ist, dass Alois Riklin solche Deformationen anspricht; eher verwirrend ist, dass dies unter dem Überbegriff der Mischverfassung geschieht.

Losgelöst von der Begriffsfrage, unabhängig davon, ob als «Mischverfassung» bezeichnet oder nicht: Machtverlagerungen in den westlichen Staatssystemen verlangen nach neuen Ansätzen im Umgang mit der Macht und der Machtteilung. Eine erste Voraussetzung hierfür ist indes eine schonungslose Analyse der westlichen Staatsordnungen, die sich gerne unkritisch als Demokratien bezeichnen – eine solche legt Alois Riklin dem Leser in seinem gedanken- und diskussionsanregenden Schlusskapitel vor und setzt damit der aufschlussreichen Monographie einen angemessenen Schlusspunkt.

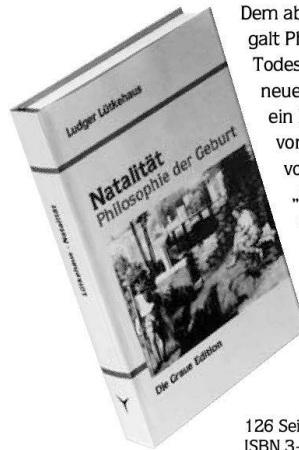
besprochen von MATTHIAS MÜLLER,
Jurist in Zürich.

Die Graue Edition

Ludger Lütkehaus

Natalität

Philosophie der Geburt



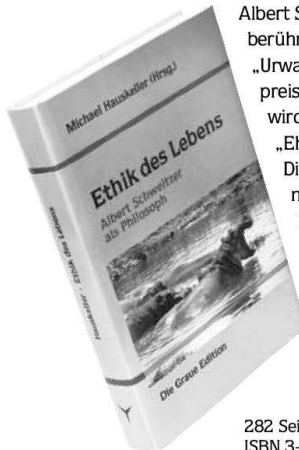
Dem abendländischen Denken galt Philosophie meist als Todesphilosophie. Zu Beginn des neuen Jahrtausends zeichnet sich ein Paradigmenwechsel ab: von der Mortalität zur „Natalität“; von der Sterblichkeit zur „Gebürtlichkeit“, von der Todeslehre zur „Natologie“, der *Philosophie der Geburt*. – Ludger Lütkehaus skizziert unter dem neu eingeführten Begriff exemplarische Positionen und Probleme einer Philosophie der Geburt.

126 Seiten, Leinen, € 21.–/sFr 38.–
ISBN 3-906336-47-6

Michael Hauskeller (Hrsg.)

Ethik des Lebens

Albert Schweitzer als Philosoph



Albert Schweitzer ist bekannt: als berühmter Deutscher, Theologe, „Urwalddoktor“ und Friedensnobelpreisträger. Seine Philosophie aber wird meist verkürzt auf die Formel „Ehrfurcht vor dem Leben“. Die zwölf Beiträge des Bandes nehmen Schweitzer als Philosoph und Ethiker in den Blick, zeigen ihn als radikalen und konsistenten Denker, thematisieren die Aktualität seiner Ethik des Lebens, der heute mehr denn je Bedeutung zukommt.

282 Seiten, Leinen, € 24.–/sFr 45.–
ISBN 3-906336-46-8

Die Graue Edition

SFG-Servicecenter Fachverlage
Postfach 4343 · D-72774 Reutlingen

Zur Kritik der gegenwärtigen Katastrophenszenarien in der Klimapolitik

Marcel Leroux, «Global Warming. Myth or Reality? The Erring Ways of Climatology». Berlin/Heidelberg/New York: Springer-Praxis, 2005.

John M. Lyman, Josh K. Willis, Gregory C. Johnson, «Recent Cooling of the Upper Ocean». *Geophysical Research Letters*, Vol. 33, L 18604, 2006.

Heinz Hug, «Die Angsttrompeter. Die Wahrheit über die Gefahren aus der Umwelt». München: Signum Verlag (F.A. Herbig), 2006.

Henrik Svensmark et al, «Experimental Evidence for the Role of Ions in Particle Nucleation under Atmospheric Conditions». *Proceedings of the Royal Society A*, 3 October, 2006.

Das globale Wettergeschehen ist längst nicht so chaotisch, wie es oft den Anschein macht. Manche erinnern sich noch an den Geographieunterricht, wo ihnen Bilder der globalen atmosphärischen Zirkulation gezeigt wurden, die an eine regelmässig drehende Rührmaschine erinnern. Angetrieben wird darin die Luftzirkulation von der im Tropengürtel aufsteigenden Warmluft und dabei entstehenden Tiefdruckgebieten. Die aufgestiegene Warmluft wird von der Erdrotation abgelenkt und sinkt in den sogenannten Rossbreiten in Form trockener Fallwinde (Passat) wieder zu Boden. Diese Dynamik soll auch das Wetter im Westwindband höherer Breiten bis hinauf zur Arktis stark beeinflussen. So behauptet es jedenfalls ein Erklärungsansatz, der schon in der Vorkriegszeit zum Dogma wurde.

Der französische Meteorologe Marcel Leroux hat den grössten Teil seines wissenschaftlichen Werdegangs im tropischen Afrika absolviert, also genau dort, wo der Motor der globalen Zirkulation vermutet wurde. Bei der über zehnjährigen zähen Arbeit an einem erstmals 1983 von der World Meteorological Organisation (WMO) in Genf veröffentlichten und 2001 neu aufgelegten zweibändigen Wetter- und Klimaatlas Afrikas, für den er alle bis dahin verfügbaren Wetterdaten

zusammenrug, fiel Leroux jedoch auf, dass die Dynamik des tropischen Wettergeschehens, je nach Jahreszeit, deutlich von Vorgängen am Nord- oder Südpol geprägt wird. Und zwar gelingt es starken, von den Polen Richtung Äquator wandernden Hochdruckgebieten immer öfter, das Tiefdruckband des meteorologischen Äquators zu verschieben. Das hat dramatische Auswirkungen auf das Wetter. Leroux deutet unter anderem die Trockenheit in der Sahel-Zone und die El-Niño-Anomalie vor der südamerikanischen Pazifikküste als Folgen von Einbuchtungen im meteorologischen Äquator.

Als Professor für Klimatologie an der Universität Jean Moulin in Lyon ging Leroux dieser Entdeckung nach, indem er eine Vielzahl von Satellitenphotos auswertete. Diese zeigen in Form charakteristischer Wolkenbilder ganz klar, was sich abspielt: seit den 70er Jahren lösen sich von den Polregionen vermehrt flache Kaltluftlinsen mit hohem Druck, die auf charakteristischen Bahnen Richtung Äquator ziehen, da sie Gebirgszüge nicht überqueren können, die höher sind als tausend Meter. Dabei verdrängen sie wärmere Luftmassen, deren Aufsteigen zu sekundären Depressionen mit Gewittern und Wirbelstürmen führen kann. Kurz: nicht Tiefs und Warmluft, sondern durch das thermische Defizit an den Polen erzeugte Hochs erscheinen als die eigentlichen Motoren der globalen Luftzirkulation. Leroux hat dafür den Begriff «Mobile Polar High (MPH)» geprägt. Die von ihm als Beleg angeführten Satellitenbilder bestätigen die alte Erkenntnis, dass Europas «Wetterküche» im Norden und nicht im Süden liegt.

Der inzwischen pensionierte Klimatologe wirft seinen Zunftkollegen in einer 2005 im renommierten Springer Verlag erschienen grundlegenden Auseinandersetzung mit der These von der «Globalen Erwärmung» vor, seit über einem halben Jahrhundert theoretisch auf der Stelle zu treten und die seit rund drei Jahrzehnten verfügbaren Aufnahmen von Wettersatelliten nicht als Chance genutzt zu haben, überkommene Vorstellungen von den Triebkräften des Wettergeschehens kritisch in Frage zu stellen.

Die nach dem Ende des Kalten Krieges freigegebenen Wetterdaten vom Nord-

pol zeigen, dass die Luft in den letzten Jahrzehnten auf der europäischen Seite der Arktis und über Alaska vor allem in mittlerer Höhe im Schnitt etwas wärmer geworden ist, was zum Schmelzen des Packeises führen kann, während die Temperatur der niederen Luftschichten über Sibirien und Ostkanada immer tiefer sank. Dort entstehen die meisten MPHs. Für Leroux ist diese Temperaturentwicklung und die eindeutig belegte Häufung von MPHs seit den 70er Jahren, die an vielen Wetterstationen, ganz im Widerspruch zur Erwärmungsthese, den durchschnittlich gemessenen Luftdruck ansteigen lässt, ein unübersehbares Vorzeichen einer bevorstehenden nächsten Eiszeit.

Jedenfalls hat die vom zwischenstaatlichen Klimarat IPCC in den Vordergrund gerückte Kurve ansteigender Temperaturmittelwerte für Leroux keinerlei Aussagekraft. Die aus den Messungen einer Vielzahl mehr oder weniger repräsentativer Wetterstationen errechneten Mittelwerte verbergen gegenläufige Temperaturtrends in verschiedenen Teilen der Welt. Satellitenmessungen der Lufttemperatur haben in den letzten Jahrzehnten keine nennenswerte Veränderung des Mittelwertes ausmachen können. Für geradezu abenteuerlich hält Leroux die inzwischen durch UN-Verträge zur Staatsreligion erhobene These, es gebe einen engen Zusammenhang zwischen der (konstruierten!) Kurve der globalen Durchschnittstemperatur und dem Anstieg der atmosphärischen Konzentration des «Treibhausgases» CO₂.

Denn «Treibhausgase» (wie vor allem Wasserdampf und in geringerem Ausmass CO₂) kühlen in Wirklichkeit die Erde und ihre Atmosphäre ab. Leroux beruft sich mit dieser These auf seinen Kollegen Yves Lenoir, der an der altherwürdigen Pariser Elite-Ingenieurschule Ecole des Mines lehrt. Lenoir hat vorgerechnet, dass die Erdoberfläche auf der Sonnenseite ohne «Treibhausgase» mindestens dreimal wärmer würde. Beim Transport der Wärme vom aufgeheizten Boden in die Atmosphäre und von dort in den Weltraum spielt die Konvektion des Wasserdampfes übrigens eine weitaus grössere Rolle als die Strahlung. «Treibhausgase» könnten die Atmosphäre nur dann aufwärmen, wenn es wie in einem richtigen

Gewächshaus eine Scheibe gäbe, die die warme Luft am Aufsteigen hindert. Die gängige Treibhausehypothese stellt demgegenüber die Verhältnisse auf den Kopf, indem sie behauptet, der Erdboden werde durch «Rückstrahlung» aus der Atmosphäre erwärmt. Diese «Rückstrahlung» halten Lenoir und Leroux für ein pures Phantasieprodukt.

Worin sich die Erde von ihrem Trabanten, dem Mond, unterscheidet, erklärt der Wiesbadener Chemiker Heinz Hug in seiner kürzlich erschienen polemisch-humoristischen Auseinandersetzung mit dem Hexenwahn der «Ökoscholastik». Wie Leroux betont auch Hug, dass die Erde vor allem ein «Wasserplanet» sei. Die Ozeane bedecken über 70 Prozent der Erdoberfläche und empfangen deshalb den allergrössten Teil der in Form von Infrarotstrahlen zur Erde gelangenden Sonnenenergie – und zwar bis zu 470 Watt je Quadratmeter. Hug rechnet vor, dass eine knapp 10 Zentimeter dicke Ozeanschicht bereits so viel Energie speichert, wie dem gesamten «Treibhauseffekt» nach IPCC-Lesart zugeschrieben wird. Dass es nachts auf der Erde nicht so kalt wird wie auf der Rückseite des wasserlosen Mondes, hängt neben der viel rascheren Erddrehung vor allem an dem im Ozean gespeicherten riesigen Energievorrat, den Hug auf 1,57 mal 10 hoch 18 Megajoule veranschlagt.

In den letzten drei Jahren ist die mittlere Oberflächentemperatur der Ozeane übrigens gesunken. Das haben John M. Lyman und seine Mitarbeiter von der US-Wetterbeobachtungsbehörde NOAA kürzlich in den «Geophysical Newsletters», dem Organ der American Geophysical Union, berichtet. Das könnte sowohl mit dem kühlenden Effekt des von Menschen verursachten Anstiegs der CO₂-Konzentration in der Atmosphäre als auch mit dem verstärkten Zustrom polarer Kaltluft zusammenhängen. An der Sonneneinstrahlung wird es hingegen höchstwahrscheinlich nicht liegen, denn diese ist in den letzten Jahrzehnten deutlich stärker geworden. Für die nahe Zukunft erwarten russische und amerikanische Astronomen und Astrophysiker jedoch eine Abnahme der Sonnenfleckenzahl und eine damit einhergehende Abschwächung des solaren Magnetfeldes, das die Erde vor kosmischer Strahlung

abschirmt. Da die kosmischen Partikel bzw. die von ihnen beim Eintritt in die Erdatmosphäre erzeugten freien Elektronen nach einer inzwischen experimentell bestätigten Hypothese der dänischen Atmosphären-Physiker Henrik Svensmark und Eigil Friis-Christen die Zusammenlagerung von Kondensationskeimen der Wolkenbildung (feinste Tröpfchen von Schwefelsäure und Wasser) begünstigen, wird das zu einer Abkühlung der Erde führen. Die russische Akademie der Wissenschaften erwartet, dass es auf der Erde schon ab 2012 spürbar kühler wird.

Kein Zweifel – das Klima, das Politiker aller Schattierungen retten wollen, existiert nur im Computer. Statt eines «globalen Klimas», das niemand definieren kann, gibt es auf unserem Planeten, wie Leroux mit Hilfe von Satellitenbildern demonstriert, in Wirklichkeit sechs relativ selbständige aerologische Zirkulationseinheiten, drei auf jeder Hemisphäre. Doch diese kommen in den gängigen Klimamodellen ebensowenig vor wie MPHs. Überhaupt, so kritisieren Leroux und Hug, sind die numerischen Computermodelle, die den IPCC-Berichten mit ihren angstmachenden Überhitzungs-Projektionen zugrunde liegen, weitgehend frei von meteorologischem Sachverstand. An die Stelle optisch und experimentell überprüfbarer physischer Zusammenhänge treten bei ihnen Korrelationen zwischen statistischen Mittelwerten. Diese erlauben es jedoch nicht, Ursache und Wirkung eines Prozesses auseinanderzuhalten, solange es keine schlüssige Theorie über physische Zusammenhänge gibt. Leroux: «Ein Marsmensch, der zum ersten Mal ins Innere eines Autos blickt, könnte leicht auf die Idee kommen, dieses werde vom Kühlerpropeller angetrieben.»

So zitiert Leroux eine lange Liste von Beispielen, in denen aus seiner Sicht meteorologisch unbedarfte Computerspieler den Schwanz mit dem Hund wedeln lassen. Da trieben etwa Meeresströmungen Winde an, obwohl es sich tatsächlich umgekehrt verhalte. Er schreibt, dass es nur wegen dieser Verwechslung von Ursache und Wirkung zur gewagten Behauptung komme, dass der Golfstrom, der vom Südwestwind angetrieben wird, infolge des Einströmens von süssem Schmelzwasser in die Grönlandsee versiegen und

es zur schlagartigen Vereisung des Nordatlantiks kommen könne. Diese von Stefan Rahmstorf am Potsdam-Institut für Klimafolgenforschung aufgestellte These liegt dem Szenario eines bekannten Horrorfilms aus Hollywood zugrunde.

Demgegenüber hat Leroux' Ansatz, der im Detail sicher noch verbesserungsfähig ist, den Vorteil, die seit den 70er Jahren ohne Zweifel wachsende Zahl von Wetterextremen nachprüfbar erklären zu können. Die Auseinandersetzung zwischen den sehr unterschiedlichen Ansätzen zur Erklärung von Wetter und Klima ist viel mehr als ein akademischer Streit. Es geht um Hunderte von Milliarden Dollar, die die Unterzeichner des Kyoto-Protokolls ausgeben wollen, um ein Phantom zu bekämpfen, sowie um eine grosse Zahl von falschen An- und Abreizen, die die globale ökonomische und ökologische Entwicklung hemmen und in falsche Bahnen lenken.

besprochen von EDGAR GÄRTNER,
freiem Wissenschaftsjournalisten in Frankfurt
am Main.

*Hans-Jörg Heusser und Kornelia Imesch
(Hrsg.)*

«Art & Branding»

Zürich: Schweizerisches Institut für
Kunstwissenschaft, 2006

Tagungsbände zu lesen ist schwierig genug, sie adäquat zu rezensieren nahezu ein Ding der Unmöglichkeit. Dies gilt auch für «Art & Branding», eine Publikation, die sich an das gleichnamige, vom Schweizerischen Institut für Kunstwissenschaft (SIK) im Jahr 2004 veranstaltete Symposium anschliesst und die inzwischen als Veröffentlichung vorliegt. In jenem Symposium und damit im vorliegenden Band werden Kunst und Marke in ihren Wechselbeziehungen aus unterschiedlichen Blickwinkeln betrachtet und diskutiert.

Das Symposium habe gezeigt, schreibt die Herausgeberin Kornelia Imesch in ihrer auf dreieinhalb Seiten mit 37 Fussnoten versehenen Einleitung zu dem Band,

dass mehr und mehr Firmen Kunst als ein Branding-Instrument einsetzen. Gleichzeitig seien Markenkultur und Markenstrategien zu zentralen Bestandteilen der Kunstszene geworden. Dem letzteren ist vorbehaltlos zuzustimmen. Hinsichtlich der Gültigkeit der ersten These sind allerdings Bedenken anzumelden. Insbesondere dann, wenn – wie in dem vorliegenden Band – die Akzente auf Kunst- und Kulturprogrammen von Unternehmen liegen, deren Mitarbeiter einerseits in ihrer Kreativität und Motivation angeregt und deren Marke andererseits in der Öffentlichkeit positiv wahrgenommen werden sollen. Der Effekt des ersteren konnte bislang kaum nachgewiesen werden, hinsichtlich des letzteren ist inzwischen ein empirischer Gegenbefund öffentlich. Manfred Schwaiger – einer der Autoren des vorliegenden Bandes – hat im Zeitraum zwischen Symposium und Publikation des Tagungsbandes eine Langzeitstudie veröffentlicht, mit der er nachweist, dass die erwünschten langfristigen positiven Imageeffekte auf die Personen beschränkt bleiben, die eine vom Unternehmen veranstaltete oder gesponserte Kulturveranstaltung auch *tatsächlich besucht* haben. Zumindest für Deutschland lässt sich zudem feststellen, dass allen öffentlichen Beteuerungen zum Trotz eine beträchtliche Anzahl von Unternehmen ihr Kunst- und Kulturengagement in den letzten Jahren *reduziert* statt ausgeweitet haben.

Diese Einschränkung mindert aber nicht das Verdienst des Tagungsbandes, vermöge einer Reihe lesenswerter Schlaglichter auf Kunst und Ökonomie aufzuzeigen, dass Wirtschaftsgeschichte immer auch Kulturgeschichte ist und umgekehrt Kulturgeschichte immer auch Wirtschaftsgeschichte. So liefert Franz Liebl eine übersichtliche und lesenswerte Einleitung in die Welt des Brandings. Im Anschluss entwickelt der Mitinitiator des Symposiums, Wolfgang Ullrich, ein theoretisches Gerüst, mit dessen Hilfe künstlerische Auseinandersetzungen mit Branding sich differenzieren und einordnen lassen. Weitere Beiträge setzen sich mit der Indienstnahme von Kunst als Brandinginstrument für Unternehmen auseinander, unter anderem Samuel Herzog und Simon Bauer, die exemplarisch die Aktivitäten des «Siemens Art Program» so-

wie der «Generali Foundation» darstellen. Kunst im Sinne der Tagungsveranstalter umfasst auch Architektur. Dies zeigt unter anderem der Beitrag von Philip Ursprung, der die Funktion von Architektur für die Markenbildung von Unternehmen beleuchtet, ebenso wie derjenige von Holger Liebs, der die zentrale Rolle von Star-Architekten für die Markenbildung von Museen unterstreicht. Das in dem vorliegenden Band bestellte Feld ist weit; so liest man beispielsweise in einem Beitrag von Walter Grasskamp, welcher Einfluss den Nazarenern und Präraffaeliten des frühen 19. Jahrhunderts auf die künstlerische Avantgarde zukam.

Die Heterogenität der Aufsätze ist Kennzeichen so mancher Tagung im Wissenschaftsbetrieb. Bei Tagungsbänden zu geistes- und sozialwissenschaftlichen Themen vermag jedoch häufig die Stilistik und Eleganz der Argumentationsführung des einzelnen Autors für das insgesamt disparate Bild entschädigen. Allein, diese Chance wird hier absichtsvoll vertan, indem die nahezu sämtlich auf deutsch gehaltenen Vorträge ins Englische übersetzt wurden – in ein Englisch, das naturgemäß auf die stilistischen Eigenheiten jedes Einzelnen wenig Rücksicht nehmen kann. Mit einem solchen Kunstgriff mag die potentielle Leserschaft erweitert und die «gefühlte Relevanz» des Themas erhöht werden. Die dem schönen Gegenstand zu wünschende Lesefreude gerät hierdurch jedoch ins Abseits.

besprochen von STEFAN SHAW, Kunst- und Unternehmensberater in München.



György Dalos, 1956. Der Aufstand in Ungarn. 246 Seiten, 17 Abbildungen, Gebunden. sFr 34.10 / EUR 19.40[D]

György Dalos erzählt aus der Sicht der Protagonisten – der führenden Politiker wie der einfachen Leute – eindringlich und bewegend den Verlauf des Aufstandes bis zu seinem tragischen Ende.



György Dalos, 1943 in Budapest geboren, lebt heute als freier Schriftsteller in Berlin.

C.H.BECK
www.beck.de